Explosive Spaghetti

Eine wahre Geschichte aus persönlicher Erinnerung, verwoben mit ein bisschen Fantasie.

Merkwürdige Dinge geschahen Anfang der Sechzigerjahre in Gaming, einem schmucken Markt am Fuß des knapp 2.000 Meter hohen Ötschers.

Dort besuchte ich die Hauptschule und bemühte mich – zumindest nach meinem damaligen Verständnis – redlich, die Anforderungen der letzten Klasse einigermaßen auf die Reihe zu bringen.

An Nachmittagen, an denen keine langweiligen Hausaufgaben auf Erledigung warteten, suchten wir, zwei, manchmal auch drei oder vier etwa Gleichaltrige, nach Zerstreuung. Handys zur Planung unserer Unternehmungen gab es nicht einmal in der kühnsten Vorstellung. Man sagte einander mündlich Bescheid oder reichte unter der Schulbank Zettel weiter.

Drahtlose Gespräche kamen bestenfalls in den Zukunftsromanen der **UTOPIA-Reihe** vor. Geheimnisvolle Apparate mit meterlangen Antennen vermittelten uns eine vage Vorstellung davon, wie sich die Illustratoren damals ein Telefon der Zukunft ausmalten.

Internet?

Facebook?

Nicht einmal in blühendster Fantasie.

Die heutige Reizüberflutung gab es zum Glück noch nicht. Also mussten wir uns unsere Unterhaltung selbst ausdenken. Und das taten wir.

Mit Hingabe.

Unsere Freizeitbeschäftigung bestand unter anderem darin, selbst gebaute schwimmende und fliegende Holzmodelle zu erproben. Für die Mitglieder unseres kleinen „Geheimklubs“ gab es dabei etwas ganz Besonderes:

den Super-Treibstoff. Er sah aus wie grünbraune Spaghetti. Nur essen sollte man ihn besser nicht. Dieses außergewöhnliche Material stammte aus militärischen Hinterlassenschaften des Zweiten Weltkriegs, die sich damals noch in verlassenen Verstecken fanden. Für uns Burschen waren die grünbraunen Stäbchen vor allem eines:

Raketenantrieb.

Wir bauten Modellboote, befestigten daran unsere improvisierten „Triebwerke“ und machten uns auf zur Seebachlacke, einem kleinen Teich außerhalb des Dorfes, teilweise hinter dichtem Gestrüpp verborgen. Ein idealer Prüfplatz. Zumindest glaubten wir das.

Manfred, Karl, Walter und ich trafen uns dort nachmittags, manchmal begleitet von einem weiteren Mitglied unseres geheimen Forschungsinstituts. Jeder legte sein Modell am Ufer in Startstellung.

Dann hieß es:

anzünden, weg und in Deckung.

Und warten.

Nicht selten pfiffen uns die Dinger schon vor dem eigentlichen „Rennbeginn“ um die Ohren. Gelang der Start jedoch, schossen die Boote mit schrillem Kreischen davon und zogen einen feurigen Schweif hinter sich her. Sie flogen halb, schwammen halb und bewegten sich ansonsten nach physikalischen Gesetzen, die sich unserer Kenntnis entzogen.

Kreuz und quer übers Wasser. Manchmal auch durchs Wasser.

Fast immer endete die Fahrt am gegenüberliegenden Ufer in einem mehr oder weniger eindrucksvollen Trümmerhaufen. Uns störte das wenig. Das Spektakel war die Bastelarbeit allemal wert.

Natürlich musste es auch schneller gehen

Wie es bei jungen Konstrukteuren nun einmal vorkommt, genügte uns die ursprüngliche Geschwindigkeit bald nicht mehr. Mehr Leistung musste her. Also wurden die Antriebe kräftiger. Der Durchmesser der Rohre, die am Boot mit Draht festgezurrt und mit dem Supertreibstoff vollgestopft waren, wurden immer dicker.

Damit wurden die Boote lauter, schneller – und natürlich auch gefährlicher. Am Rand der Seebachlacke standen wir schon lange nicht mehr. Wir hockten. Aus gutem Grund. Immer wieder sauste ein völlig außer Kontrolle geratenes Schiffchen oder irgendein Teil davon ungefähr dort durch die Gegend, wo sich im Stehen gerade unser Kopf befunden hätte.

In gebückter Haltung ergötzten wir uns also mit glänzenden Augen am Sausen, Flitzen, Zischen und Rauschen. Eine gewisse jugendliche Begeisterungsfähigkeit lässt sich uns jedenfalls nicht absprechen. Blöderweise legte sich nach einiger Zeit regelmäßig eine gelbliche, ziemlich unangenehme Rauchdecke über den Teich.

Die Sicht wurde schlechter. Die Luft ebenfalls. Uns erschien unser Tun trotzdem weitgehend harmlos. Andere sahen das offenbar anders.

Das Auge des Gesetzes

Zwei Gendarmen hatten uns schon seit einiger Zeit im Visier und warteten nur auf die passende Gelegenheit, uns in flagranti zu erwischen. Diese Gelegenheit kam gegen Ende des Schuljahres.

Ein warmer, schöner Nachmittag unter der Woche. Unser letzter großer Renntag war geplant. Gewissermaßen die Formel 1 der Seebachlacke, denn wenige Tage später würden wir uns mit Schulschluss in alle möglichen Richtungen zerstreuen.

Keiner ahnte etwas. Plötzlich teilte sich der grüne Wall aus Sträuchern. Und zwei Vertreter der Staatsgewalt brachen durchs Gebüsch. Der schmale Durchschlupf war für uns schmalbrüstige Buben bestens geeignet. Für zwei gut im Futter stehende Gendarmen weniger. Noch dazu färbten die Stauden kräftig ab. Auf den schönen grauen Uniformen hinterließ der Durchmarsch deshalb ein lebhaftes Muster aus grünen Strichen und Flecken.

Schon dieser Anblick hätte uns unter anderen Umständen durchaus erfreut. Unter den gegebenen Umständen weniger. Mit ihren breiten braunen Ledergürteln, Pistolentaschen und quer über die Brust laufenden Riemen machten die beiden jedenfalls einen höchst respektablen Eindruck. An einem dieser Riemen hing die typische Patrouillentasche.

Meiner Erinnerung nach befanden sich darin Schreibzeug und ein kleines Notizbüchlein – ähnlich jenem Merkheft, das Jahre später Inspektor Columbo zu unverhofftem Ruhm bringen sollte.

Die Herren versuchten derweil, sich durch heftiges Wedeln mit ihren Kappen im gelben Dunst etwas bessere Sicht zu verschaffen. Dann hörten wir die erste Anordnung:

„Auf der Stelle aufhören! Schluss! Sofort aus! Weg mit dem Zeug!“

Die scharfen Dämpfe hatten die Stimme des Sprechers bereits etwas in Richtung heiseren Gebells verändert. Eigentlich fehlte nur noch:

„Hände hoch!“

Wir erstarrten.

Dann gehorchten wir. Was blieb uns anderes übrig?

„Alles einsammeln! Nichts bleibt hier! Und versteckt wird schon gar nichts!“

Wehen Herzens bargen wir unsere noch am Ufer wartenden Rennboote und sämtliche Vorräte unserer kostbaren „Spaghetti“. Normalerweise hatten wir unsere Schätze gut getarnt in den Schultaschen transportiert. Jetzt wurden sie wenig liebevoll in Schachteln

und Säcken verstaut und in den für die Gendarmerie adaptierten Puch 700 C mit stolzen 25 PS verfrachtet. Bevor die beiden Herren abfuhren, folgte noch die amtliche Ladung:

Am nächsten Tag hätten wir uns nach Unterrichtsschluss **Punkt 14 Uhr** auf der Dienststelle einzufinden.

Sollten wir fehlen, würden Eltern und Schuldirektion verständigt.

Das wirkte. Am nächsten Tag waren alle pünktlich. Wir erwarteten ein Donnerwetter.

Doch erstaunlicherweise blieb es aus. Aus dem befürchteten Strafgericht wurde ein durchaus wohlmeinender Rat:

Wir sollten in Zukunft tunlichst einen riesigen Bogen um dieses gefährliche Zeug machen. Andernfalls wären drastischere Maßnahmen zu erwarten.

Wir hörten aufmerksam zu. Dann gingen wir.

Und konnten es kaum glauben.

War's das?

Offenbar.

Bis auf einige kleinere Brandwunden war uns trotz unserer wahnwitzigen Ahnungslosigkeit tatsächlich nie Gröberes zugestoßen. Irgendwann waren schließlich auch unsere Vorräte erschöpft. Damit erlosch – im wahrsten Sinn des Wortes – das Feuer dieser Versuchsreihe.

Was angesichts unserer damaligen Sicherheitsphilosophie vermutlich kein Nachteil war. Allerdings hatten die explosiven Spaghetti noch einen zweiten Einsatzbereich.

Und der führte in die Luft.

Vom Holzflieger zum Düsenjet

Aufgrund ihrer beachtlichen Schubkraft waren die „Spaghetti" unter den einschlägig interessierten Burschen heiß begehrt. Man konnte damit nämlich auch ein sonst eher gemächlich dahinsegelndes hölzernes Modellflugzeug in etwas verwandeln, das zumindest für kurze Zeit einem Jet ähnelte.

Aber wirklich nur für kurze Zeit.

Mein älterer Bruder Franz hatte ein solches Flugzeug gebaut. Mit den damals vorhandenen Mitteln wurde daraus ein raketengetriebenes Luftfahrzeug. Ein improvisiertes Triebwerk kam auf den Flugzeugrumpf, ein wenig Draht hielt die Sache zusammen.

Und schon war der Vogel:

cleared for take-off.

Zum Start hielt Franz das Modell über den Kopf. Die Zündung wirkte zunächst völlig unspektakulär. Ein kleines Flämmchen brannte ruhig dahin. Fast friedlich.

Dann verschwand es im Inneren.

Im nächsten Augenblick fauchte ein Feuerstrahl aus dem Triebwerk. Franz ließ los. Das Flugzeug schoss davon. Von einem kontrollierten Modellflug konnte allerdings nicht die Rede sein. Unter durchdringendem Gejaule vollführte der „Jet“ einen wilden Tanz am Himmel.

Spiralen. Überschläge. Richtungsänderungen nach eigenem Gutdünken.

Nicht einmal zwanzig Sekunden später raste das Fluggerät ungebremst in den hinter den Häusern steil ansteigenden Berghang.

Absturz. Crash. Und das war noch nicht alles.

Die Bahnleiten brennt!

Das heiße Triebwerk schleuderte Glut in das im Frühjahr staubtrockene Gras. Sekunden später brannte die Böschung. Eine grauweiße Rauchwolke stieg in den Himmel. Die ersten Leute entdeckten sie. Und sofort war für die Bevölkerung klar, wer schuld sein musste:

„Die Bahnleiten brennt! Der Zug hat’s wieder angezündet!“

Kurz darauf heulte bereits die Sirene auf dem Dach des Feuerwehrhauses. Im Ort setzte Bewegung ein. Handwerker verließen ihre Arbeitsplätze, Bauern kamen vom Feld, Beamte aus ihren Kanzleien. Die Feuerwehrmänner griffen nach Monturen, Helmen, Schaufeln, Rechen, Gabeln und allem, was sich zur Brandbekämpfung gebrauchen ließ.

Die Tore des Feuerwehrhauses flogen auf. Die Mannschaft sprang ins damals einzige Feuerwehrauto. Und unter lautem Trari-Trara ging es zum Brandherd. Vorrangfragen spielten dabei keine überragende Rolle. Verkehr gab es damals ohnehin nicht viel.

Ein perfekter Verdächtiger

Die Schuldzuweisung an die Eisenbahn kam nicht von ungefähr. Zwischen Kienberg-Gaming und Waidhofen an der Ybbs verkehrte damals noch eine dampfbetriebene Schmalspurbahn. Ihre Strecke führte am oberen Rand genau jener Wiese entlang, die nun brannte. Dort wurde der Schienenweg steiler.

Die kleine Dampflok musste sich ordentlich anstrengen, und der Heizer sorgte rechtzeitig für genügend Feuer im Kessel. Das Dampfrösslein quittierte diese Bemühungen gerne mit einem kräftigen Schwall schwarzen, funkenstiebenden Rauchs. Glühende Rußteilchen hatten in der Vergangenheit tatsächlich immer wieder das trockene Gras entlang der Bahnstrecke entzündet.

Jahr für Jahr bat der Feuerwehrhauptmann die Verantwortlichen bei der Eisenbahn um mehr Vorsicht. Besonders im Frühjahr, wenn das Gras staubtrocken war. Mit überschaubarem Erfolg. Und ausgerechnet am Tag unseres Flugversuchs war die kleine schwarze Lokomotive mit ihren drei grün gestrichenen Wägelchen vielleicht eine knappe Stunde zuvor am Hang vorbeigedampft.

Schwarzer Rauch inklusive.

Damit war die Beweislage für die Bevölkerung eindeutig. Als die ersten Feuerwehrmänner den Hang hinaufkeuchten, verfluchten sie vermutlich einmal mehr die Eisenbahn im Allgemeinen und den Heizer im Besonderen. Schließlich konnten Glutnester stundenlang unbemerkt irgendwo im trockenen Gras geschwelt haben.

Während die Männer den Brand bekämpften, verschwand unser abgestürzter Jet restlos in den Flammen.

Keine Spur blieb zurück. Kein Beweisstück.

Nichts.

Nur zwei Menschen kannten die wahre Brandursache:

mein Bruder Franz. Und ich.

Ein völlig unschuldiges Bähnlein

Als schließlich der Ruf ertönte, setzte das alljährliche Lamento ein. Bei der Milchfrau. Beim Bäcker. Am Arbeitsplatz. Und abends selbstverständlich im Wirtshaus.

„Jedes Jahr der gleiche Schmarren!“

„Fährt eh kein Mensch mehr damit!“

„Längst stillgelegt gehört die Strecke!“

Die arme Eisenbahn musste einiges über sich ergehen lassen. Nur dieses eine Mal war das Bähnlein vollkommen unschuldig.

Und wir? Wir hielten den Mund. Sehr erfolgreich sogar. Bis heute.

Die moderne Zeit hat diese Bahn glücklicherweise nicht ganz verschluckt.



Als Ötscherland-Express blieb sie der Nachwelt erhalten und zuckelt in der Sommersaison mit geradezu atemberaubenden 25 Stundenkilometern durch die Landschaft Richtung Lunz am See und wieder zurück. Statt der Dampflokomotiven kommen heute häufiger Dieselloks zum Einsatz. Der Romantik tut das keinen Abbruch.

Und wenn der Zug heute gemächlich durch die zauberhafte Landschaft des Ötscherlandes fährt, denkt wahrscheinlich niemand mehr an jenen Frühlingstag, an dem er für einen Brand verantwortlich gemacht wurde, mit dem er wirklich überhaupt nichts zu tun hatte.

Ich hingegen schon.